

Übersetzen

Juli-September 1998 • 32. Jahrgang • Nr. 3

Siegfried Mrotzek

Auf Kosten anderer oder Die Lorelei und kleine Fische

Es gab einmal einen, dessen Übersetzung hat die ganze Welt durcheinandergewirbelt. Martin Luther. Mit meinen Übersetzungen habe ich (bisher) viel weniger aus- oder anrichten können. Aber vielleicht war es einmal einfacher, etwas zu bewirken oder Übersetzer zu werden. Heute dagegen: Man wird und wird und wird, man wird immerzu. Und wenn man dann glaubt, endlich zu sein, kommt bei der nächsten Arbeit mit absoluter Sicherheit erneut die Einsicht, daß man wieder wird und noch lange nicht ist. Übersetzer sind also im Dauerzustand des Werdens. Die man Übersetzer nennt, sind folglich übersetzende werdende Übersetzer. Ich werde auch und werde und werde und werde jetzt mit diesem Satz etwas anfangen müssen: »Hij was al jaren op dieet, waarvan hij zij: die eet weer lekker.« Wie soll ich denn das übersetzen. »Er war schon jahrelang auf Diät, von der er sagte: der ißt wieder lecker.« Da fehlt das Wortspiel. Da fehlt das Atmosphärische. Denn da ist einer, der wirklich nicht gut dran ist und darüber noch einen banalen Scherz macht. Nein, mit dem Wort Diät läßt sich nichts anfangen. Bin ich Übersetzer oder nicht? Also übersetze ich das Wort Diät. Schonkost. Und schon geht's. Er war schon jahrelang auf Schonkost, von der er sagte: Ha, was mich das schon kost, meine Schonkost.

Am schnellsten grauen einem die Haare, wenn man Lyrik übersetzen muß. So richtig stimmungsvolle Gedichte.

Ein Mann wird genötigt, in einem Auto Platz zu nehmen und sich das Erlegen eines Rehes anzusehen. Diese Wildhinrichtung, feudales Abstechen genannt, läßt der Dichter im Winter stattfinden, mit großen Blutflecken im Schnee. Wirklich hübsch gemacht, das Gedicht. Und ich mache meiner Zunft alle Ehre, kriege die deutsche Übersetzung ganz gut hin. Nur mit dem Titel weiß ich absolut nichts anzufangen. Opoeteren. In meinem Kopf drängeln sich die Fragezeichen. Was soll das heißen? Opoeteren steht in keinem Wörterbuch. Opoe kenne ich als Koseform für Opa, vergleichbar unserem Opi. Opoe... Opoe... Opi... Opi... Opiieren, Opinennen? Schwachsinniger Titel, aber bei sensiblen, hochintellektuellen Dichtern weiß man ja nie. Nein, lieber das Wort auseinandernehmen, denn ein lieber Opi ist am Rehmord überhaupt nicht beteiligt. Op heißt auf. Jetzt vergesse ich das Anfangs-O, poet heißt Beute machen, kommt aus der Romasprache. Teren heißt auf Kosten anderer leben. Ja, da sehe ich einen Bezug zum Gedicht. Beute machen, auf Kosten anderer leben. Und dafür ein schönes deutsches Wort konstruieren. Da es ein Titel für ein modernes Gedicht sein soll, muß es

schön geheimnisvoll, auf den ersten Blick unsinnig, aber auch sehr hochstilisiert sein. Das ist sicher. Das kann mir auch keiner ausreden. Mir fällt aber nichts ein! Opoeteren... Mit gemachter Beute auf Kosten anderer leben. Das ist nassauern. Da drängen sich Vergleiche auf. Playboys, Dolce vita in Nassau auf den Bahamas... die feudalen Herren von Hessen-Nassau. Jawohl, das lasse ich stehen. Trotzdem, ich rufe den Dichter an, was der davon hält. Der lacht. Der lacht sehr lange. Der lacht sehr lange telefonisch. Der lacht sehr teuer. Und dann fragt er, ob ich denn die Fußnote nicht beachtet hätte. Auf meiner Kopie ist keine Fußnote. Wieder ein teures Dichterlachen. Dann die Erklärung. Das heißt nicht opoeteren, das ist kein Verb mit Betonung auf der dritten Silbe, das heißt Opoeteren, nur die erste Silbe betont, und das ist ein kleiner Ort in Belgien.

Und kein Mensch in Opoeteren weiß von meinen Nöten!

Ein anderer Dichter macht eine Rheinfahrt und schreibt ein Stimmungsgedicht. Entweder hat das Schiff zu stark geschaukelt, oder die Angedichtete hat ihn so verschwittert, daß er einfach jandln mußte. Hoog boven de hei, tuurt de turelurelei, die stuurlui in die luren lei... Die Lorelei, jaja, aber... ich weiß nicht, was soll es bedeuten... Oder doch? Bitteschön, setze ich als Übersetzer meinen Sprachquirl rein. Die Torelorelied. Hoch, hoch über Feld und Wiese/thront die Torelorelied/ Einstmals fürchtete sie jeder sehr/jetzt ist es schon lange her/daß von Torelorelieden/Toren sich beloren ließen/ locken mit dem schönen Schiff/auf ein unsichtbares Riff/um dort grausam zu verlieren/was schon Schulkinder kapierten/Heut noch weckt allein der Name/Furcht vor dieser Circendame/ So weit, so gut. Doch bei den letzten beiden Zeilen ist dem Dichter wohl der Saft ausgegangen, der Sprachquirl stehengeblieben. Mein Quirl dreht sich noch. Ich rufe den Dichter an. Frage ihn, lese ihm meine beiden letzten Zeilen vor. Zehn Sekunden Schweigen, zwanzig Sekunden Schweigen, dreißig Sekunden Schweigen. Dann: Ja, Mann, das mußt du machen. Daß ich nicht drauf gekommen bin! Bitte, mach es so. Also steht da: denn noch immer macht das Toreloreliedseflüstern/lose Toren hieselüstern.

Manche Autoren nehmen es mit Tiernamen sehr genau. Die müssen in der Übersetzung unbedingt stimmen. Abodefufvisje. Nochmal: Abodefufvisje. Das kann doch nicht wahr sein! Steht da aber. Ist in keinem Wörterbuch zu finden. Doch... es gibt eine englische Übersetzung. Da steht chiclets. Steht aber auch in keinem Wörterbuch. Und der Autor ist nicht zu Hause, und die Chicletsübersetzerin ist in Urlaub. Also muß ich Freunde in Amsterdam anrufen. Abodefufvisje, nie gehört, sagen alle fünf. Aber alle haben das Buch gelesen. Jetzt ins Übersetzerverzeichnis. Wer kennt sich

mit seltsamen Viechern aus. Da ist einer, Niederländisch, Spezialgebiet Botanik und Zoologie. Abodefufvisje, sage ich. Ich habe hier einen Text, da hat ein Junge ein Abodefufvisje in seinem Aquarium. Habe ich akustisch nicht verstanden, sagt der Kollege. Abo... was? Ich wiederhole. Er hat mich wieder nicht verstanden, murmelt eine Beschwerde, Baustelle neben dem Haus, Preßluftbohrer, schlechte Leitung. Nein, Herr Kollege, das hat mit Preßluftbohrern nichts zu tun, ich habe tatsächlich Abodefufvisje gesagt. Ich meine, ihn mit den Schultern zucken hören zu können.

Drei Tage später ist der Autor wieder zu Hause. Also anrufen. Tja, einen anderen Namen weiß er auch nicht. Er hat das Fischchen selbst gehabt. Das ist so ein kleines, buntes Ding, sagt er. Kleine bunte Dinger gibt es viele, antworte ich. Woher hast du den Namen? Verkade, die Schokoladenfabrik, die hat in den dreissiger Jahren Fotos in die Verpackung gelegt. Und unter der Abbildung meines Fischchens stand Abodefufvisje. Ich kann den Namen nicht mehr hören.

Jetzt bleiben noch zwei Möglichkeiten: Verkade anschreiben, ob sie diese Bildchen im Archiv haben. Wenn ja, eines erbitten, einem deutschen Fachmann zeigen, fragen, wie die Viecher heißen. Oder doch noch mal versuchen, ob die Chicletsübersetzerin aus dem Urlaub zurück ist. Sie ist. Das ist ein amerikanisches Wort, sagt sie. Wie die Tierchen auf deutsch heißen, weiß sie natürlich nicht. Also nach Straelen, zu den büchereichen Freunden im Europäischen Übersetzerkollegium. Neunzig Minuten Autofahrt. Amerikanische Tiernamen, lateinische Tiernamen. Damit ins lateinisch/deutsche Wörterbuch. Buntbarsche. Ganz simple Buntbarsche sind das! Hätte ich den harmlosen, niedlichen Tierchen nie und nimmer zugetraut, daß die sich unter einem so schlimmen Decknamen erst in eine Schokoladenfabrik und dann in die Literatur einschleichen. Buntbarsche also. Und der Autor wird ganz scheckig vor Freude. Das sei aber ein schönes Wort meint er. Aber auch für dieses schöne Wort gab es – umgerechnet – nur ungefähr zehn Pfennig Honorar.

Der gleiche Autor klotzt mit Bibelziten und Liedertexten, kommt aus streng kalvinistischem Haus. Meistens kann ich mir helfen, habe drei Bibelausgaben im Regal. Nur einen Text, einen Gesangtext, den kann ich nicht finden. Und da kann nicht einmal Straelen helfen.

Telefonbuch. Ich rufe einen evangelischen Geistlichen an, klage ihm meine Not, erkläre ihm den Inhalt des Liedes. Er kennt es nicht. Aber er ist sehr entgegenkommend. Morgen soll ich wieder anrufen, er will nachschauen. Nichts. Er hat nichts gefunden.

Wilfried wartet schon lange darauf, daß ich mal wieder anrufe. Wilfried ist Pastor in Hessen. Ich rufe zum Mondscheintarif an, denn junge Pastoren gehen heute ja nicht mehr so früh ins Bett. Höchstens in die Disco. Nein, das Lied kennt er nicht. Auch er will nachschauen. Gründlich. Nach drei Tagen hat er nichts gefunden. Letzter Versuch: Telefonseelsorge. Die verbinden mich mit einer Dame, Sachverständige für geistliche Lieder. Vielleicht drücke ich mich unklar aus. Nein, das Lied hätte sie in keinem ihrer Bücher und für den Ankauf... Also erkläre ich: Ich bin kein Vertreter für religiöse Gesangbücher, ich sitze mit einer Übersetzung aus dem Niederländischen, und da habe ich einen Text... naja, die ganze Litanei noch einmal.

Die Frau ist rührend bemüht, kann mir aber nicht helfen. Also nachdichten. Wenn's von all den geistlichen Leuten niemand kennt, fällt es wohl auch keinem

Leser auf, daß er das Lied noch nie gehört hat. Und schließlich habe ich ja mal mit dem Übersetzen kirchlicher Texte begonnen. Sprachlich müßte ich das hinkriegen. Zur Sicherheit aber noch einmal mit Wilfried abchecken, ob sich das auch so anhört, daß es ein kirchliches Lied sein könnte. Also steht da nun:

Im stillen Grab singt niemand des Herren Lob/der seelenlose Leib, zerfallen schon zu Staub/kann ihn nicht mehr lobpreisen/Doch unsre Zunge singt bis in die Ewigkeit/des Herren Lob, Allmacht und Majestät/Lobet Gott, den Quell des Lebens.

Und zum Schluß, weil's oft Spaß macht – und es könnte in bestimmter Hinsicht sinnbildlich auch für Übersetzer gelten – ein kleines Gedicht aus einem Jugendbuch:

Daar sprong de rover Kaarsendover
op zijn paard het zeegat over
van Calais naar Dover.

Maar halverwege riep die rover
ben ik 't water noch niet over?
Nein, nein, nein, im Deutschen
wird das doch viel doofer!

Weil deutsche Kinder mit Dover wenig anzufangen wissen, und weil sich Dover und Räuber nicht reinem, steht da nun:

Wollt einst der Räuber Deinistmein
mit seiner Mähre Teufelsbein
mit einem Satz wohl über'n Rhein.
Kaum halbwegs rief er nein-oh-nein
so breit kann doch der Rhein nicht sein
und fiel plumps-rein.

Jens Wursthorn

Dem Autor langsam in den Kopf kriechen

Die ersten Baden-Württembergischen
Übersetzertage in Biberach, 7.-10. Mai 1998

Ein Lüftchen spielt mit einem Spinnengewebe auf der Büste von Christoph Martin Wieland vor der Biberacher Stadthalle. Ein trügerisches Bild. Denn eingestaubt war die Erinnerung an den Weggefährten Goethes, besonders aber den Shakespeare-Übersetzer, in der 28 000-Einwohner-Stadt Biberach an der Riß am vergangenen Wochenende keineswegs. Vier Tage lang trafen sich in Wielands oberschwäbischer Heimat gut ein Dutzend Übersetzer aus Baden-Württemberg, um mit einer Reihe von Veranstaltungen mit einem ebenso kreativen wie unbekannten Beruf vertraut zu machen.

»Gelobt wird immer der gute Autor, geprügelt immer der schlechte Übersetzer«: Ingrid Altrichter faßt das Dilemma der Branche vor Siebtkläßlern der Real-schule griffig zusammen, beschreibt das Werk des Übersetzers als »Glastür«, die nur dann wahrgenommen werde, wenn sie verfleckt sei. Staunend begleiten die Jugendlichen die Mittfünfzigerin mit dem oberösterreichischen Akzent in die »Werkstatt«, erfahren, wie sie dem Autor »langsam in den Kopf kriecht«, sich an dessen Stil herantastet, den Wortschatz anpaßt an die soziale Stellung der Handelnden, sich mit implantier-

tem »Holzwurm« der Zeit, in der das Buch spielt, nähert oder mit behutsamen Erklärungen (jugend-) kulturelle Unterschiede einebnet.

Gute Englischkenntnisse? Klar, die seien grundlegend, ebenso wichtig wie ganze Stapel von Nachschlagewerken, wie gute Freunde im Ausland, die man zum Bedeutungswandel eines Wortes um Rat fragen könne, oder ein kurzer Draht zum Autor, wenn sich ein logischer Fehler oder ein falsches Bild eingeschlichen hat: etwa wenn eine amerikanische Autorin die italienische Polizei mit rotem »Blaulicht« fahren läßt.

Bedeutsamer, so die Übersetzerin zahlreicher Jugendbücher, sei der Umgang mit der deutschen Sprache. Sie versucht, die gleichen sinnlichen Empfindungen und Gedankenbilder wie der Autor zu vermitteln. »Literarische Übersetzungen fangen da an, wo Wörterbücher aufhören«: Immer vor dem Hintergrund, daß es die eine richtige Übersetzung nicht gebe.

Vor 200 Jahren war Übersetzen intellektueller Zeitvertreib adliger Damen. Auch heute geht die hohe Kunst nicht einher mit fürstlichem Salär. »Aus Geldgier macht's niemand«, lacht Adelheid Zöfel, die am Nachmittag in einem Kinosaal ins Vertonen fremdsprachiger Dokumentarfilme einführt. Den in Samtsessel vergrabenen zwei Dutzend Zuhörern schilderte danach der junge Filmproduzent Michael Kaufmann, was passiert, wenn zur Gratwanderung zwischen Stil und Übersetzung das Zeitdiktat der Lippensynchronität hinzukommt.

Übersetzer werden streng nach Seiten bezahlt. Zwei bis fünf Druckseiten sind tägliches Pensum. Gering erscheint das nur dem, der außer acht läßt, daß nebeneinander neue Angebote gesichtet und die Auftragsangebote, die Rohübersetzung, die »echte« Fassung, die Korrekturen des Lektorats und schließlich die Druckfahnen erstellt bzw. berücksichtigt werden müssen.

Man sei das schwächste Glied der Kette zwischen Autor und Verlag, sagt Hans Hermann, spezialisiert auf amerikanische Szenarien der 70er. Er kenne niemand, der mit dieser Tätigkeit als Alleinverdiener eine Familie ernähren könne. Übersetzen darf jeder, eine vorgeschriebene Ausbildung existiert nicht, Verträge werden frei ausgehandelt. Rund 600 Übersetzer leben in Deutschland von ihrer Arbeit, um ein vielfaches höher liegt die Zahl der »Eintagsfliegen«, die dem schlecht bezahlten Wirken im Schatten der Autoren schnell den Rücken kehren und die Preise zerstören.

Es kommt vor, daß mehrere Übersetzer unter Zeitdruck an einem mutmaßlichen Bestseller stricken, eine seltene Ausnahme ist, wenn Verlage das Erscheinungsdatum eines Bandes verschieben, um die gewünschte Übersetzerin zu verpflichten. Die Berlinerin Christa Schuencke, 1997 in Biberach mit dem Wieland-Preis ausgezeichnet, kann wählen, hat nach 20 Jahren kontinuierlicher Qualität einen Namen, einen vollen Terminkalender und Verträge mit verschiedenen Beteiligungsklauseln. Am »sinnlichsten Beruf, den man sich vorstellen kann«, wie sie am Zigarillo schmauchend schwärmt, liebt sie das kreative Spiel mit fremden Stilen.

Kollege Otto Bayer schätzt die freie Zeiteinteilung. Penible Recherche gehört für den Wahl-Tübinger zum Berufsethos. Für einen walisischen Bergarbeiterroman hat er den Stahlarbeitern im Saarland auf den Mund geschaut. Ob Heimatroman oder James Joyce: Da dürfe die Sorgfalt keinen Unterschied machen. Schreiben, ohne im Lande gelebt zu haben, sei unmöglich, sagt die 60jährige Mischung aus Cowboy und James Dean. Im

Sommer fliegt Bayer nach Amerika: Das dritte Mal in 30 Berufsjahren stellt er »alle Sinne auf Empfang«.

Die Übersetzertage wurden am Abend der letztjährigen Wieland-Preisverleihung geboren. Der ersten, hitzegeschädigten Auflage fehlte teilweise das Publikum. Nicht, wo die Übersetzer aus dem Nähkästchen plauderten oder an den beiden Abenden im Zeichen Shakespeares: Der Rathausaal war ordentlich gefüllt, als Übersetzer Frank Günther bühnenreif aus seiner deftig-humorvollen Fassung des *Sommernachtsstraums* zitierte – nur ein paar Schritte von dem Ort entfernt, an dem Wieland den ersten deutschen Shakespeare auf die Bühne brachte.

Mangels Anmeldungen abgesagt wurden die Workshops: Ein wenig erschreckt habe die Biberacher die Aussicht, sich vorab in Literatur einzuarbeiten, sagte Hans-Peter Biege. Was für den Kulturdezernenten bleibt? Mehr Interesse der Leser an der Arbeit der Übersetzer. Zum Traum vom Partizipieren am Ruhm der Autoren paßt eine Randepisode. Während der von der Stadt Biberach und dem baden-württembergischen Kultusministerium veranstalteten Übersetzertage hat ein Buchhändler die Titel mit handgeschriebenen Namensschildern der jeweiligen Übersetzer versehen. Gleich gegenüber dem bronzenen Wieland.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des »Südkurier«, Konstanz

Ronald M. Hahn

Schräge Ottos

Wie Computer-Kids versuchen, alte Hasen zu linken

Frohgemut sitzt unser in Ehren ergrauter Übersetzer an der Tastatur und überträgt nach bestem Wissen und Gewissen die 82. Folge der fantastischen Welt-raum-Abenteuer von Captain Storm Shannon von der intergalaktischen Raumpatrouille aus der angloamerikanischen in die Sprache seiner Mutter. Nach der Übersetzung von über hundert Werken dieser Art ist er ein raumschlachtengestählter Experte und kennt sämtliche Neologismen, die das Genre seit dem seligen Hugo Gernsback (1884-1964) hervorgebracht hat.

Er fragt sich gerade, ob er »Fuck you« wie gewohnt als »Arschloch« übersetzen oder mit »Fick dich« einen Kotau vor den Neckermann-Abiturienten der Synchronindustrie machen soll, als das Telefon klingelt und eine für einen Kölner Kunstbuchverlag (um DuMont nicht unnötig in Verdacht geraten zu lassen, wollen wir ihn mal Benedikt Taschen Verlag nennen) tätige junge Dame anfragt, ob er Lust habe, ein aus seinem Fachgebiet, der Science Fiction, stammendes Sachbuch zu übersetzen.

Unser zwar chronisch überlasteter, doch dem Neuen immer aufgeschlossener Übersetzer, dem die Abenteuer von Captain Storm Shannon gelegentlich zum Halse heraushängen, fragt vorsichtig nach Termin, Kohle & Haken. Der Termin, so zeigt sich, ist *vorgestern*. Die Kohle hingegen ist in Ordnung. Der Haken: Es sei unbedingt darauf zu achten, daß die »persönliche« Schreibe des Autors »geglättet« wird und der Übersetzer diverse hundert deutsche Titel amerikanischer Filme, TV-Serien, Romane und Kurzgeschichten (!) recherchiert.

Unser mißtrauischer Übersetzer erkundigt sich, wie man sich denn eine Manuskriptseite vorstelle. Antwort: 60 Zeichen à 30 Zeilen, 1.800 Zeichen pro Seite. Pro Seite so & so viel Kohle. Unserem ausgeschlafenen Übersetzer fällt der Ausdruck *Zeichen* auf, der ihm trotz jahrzentelanger Berufszugehörigkeit in Verlagskreisen noch nie, dafür aber um so mehr in Computerkreisen untergekommen ist. Er erkundigt sich, ob mit *Zeichen* etwa *Anschläge* gemeint seien.

Wie sagt Mr. Spock? »Positiv.« Vor dem geistigen Auge unsers naiven Übersetzers taucht eine Normseite auf. Er sagt zu und schiebt die Sache dazwischen. Ein wohlverdienter Kurzurlaub steht an, und er hat nur zwei Wochen, um die angekündigten 120 (höchstens aber 130!) Manuskriptseiten in die Sprache seiner Mutter zu übersetzen. (Bevor nun die Joyce-Übersetzer in Ohnmacht sinken, sei flugs angemerkt, daß unserer listiger Übersetzer die Science Fiction sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hat, in diesem Genre selbst als Autor tätig ist, mehrere Sachbücher zum Thema verfaßt hat und über ein großes Archiv verfügt, so daß die Titelrecherche, die jeden anderen in den Wahnsinn getrieben hätte, ihn nur einen schlappen Vormittag kostet.)

Er arbeitet, druckt aus (159 Seiten), schreibt die Rechnung, liefert ab, düst in den Urlaub.

Als unserer ahnungsloser Übersetzer aus dem Süden ins Betonland zurückkehrt, erwartet ihn von der jungen Dame aus Köln die überraschende Mitteilung, sein Manuskript habe mitnichten 159 Seiten: Es sei vielmehr nur 123 Seiten lang, und er möchte doch, bitteschön, seine Rechnung um einen nicht unmaßgeblichen Betrag nach unten korrigieren.

Unser baff erstaunter Übersetzer erinnert sich zwar genau an die ausgedruckten 159 Seiten, ruft die Datei aber trotzdem auf und prüft sie nach. Ergebnis: 159 Seiten. Auf seinen Einwand hin erfährt er von der jungen Dame, er *irre* sich; sein Manuskript sei *trotz* ausgedruckter 159 Seiten nur 123 Seiten lang – dies habe die Umfangsberechnung seiner Datei mittels der Funktion »Wörter/Zeichen zählen« des Textverarbeitungsprogramms Winword ergeben. Die Basis der Honorarberechnung in ihrem Hause seien »1.800 Zeichen pro Seite«. Er möge also, wie gehabt, bitteschön, seine Rechnung nach unten korrigieren.

Die Baffheit unseres gutmütigen Übersetzers verwandelt sich ob dieser schieren Blödsinnigkeit langsam in rechtschaffenen Zorn, und er erinnert sich wehmütig an die Zeiten, in denen er noch Lektor war (bei Ullstein z.B.); als er und seine vielen, vielen KollegInnen (bei Heyne, Fischer, Moewig, Knauer, Goldmann, DuMont, Eichborn, Lübbe etc.) den Umfang eines Manuskripts durch simples Betrachten der letzten nummerierten Seite desselben »berechnen« konnten. Da seine weiteren Recherchen zudem ergeben, daß die Funktion »Wörter/Zeichen zählen« tatsächlich nur *Wörter/Zeichen* zählt (ohne Wortzwischenräume), stellt er sich ein ausgedrucktes Manuskript vor, das 123 Seiten lang ist, aber nur aus *einem* langen Bandwurmwort besteht.

Seine Argumente sind dergestalt, daß die Honorargrundlage einer Übersetzung die *Seite* ist, nicht 1.800 Zeichen; daß er auf dieser Basis für viele Verlage arbeitet; daß all diese Verlage auf dieser Basis arbeiten; daß zwei Dutzend hauptberufliche Übersetzer aus seinem Freundes- und Bekanntenkreis ebenfalls auf dieser Basis arbeiten; daß es ihm abwegig erscheint, daß es Übersetzer geben soll, die auf einer Basis von 1.800 Zeichen arbeiten; daß er seine Übersetzung zu diesen Bedingungen nicht herzugeben bereit ist; daß der Verlag sich das Honorar in die Haare schmieren kann; daß

er sein Honorar lieber in den Wind schießt, als sich auf diese schräge Weise verarschen zu lassen.

Da hat er aber etwas *Böses* gesagt! Die junge Dame hebt nun auch die Stimme, erklärt ihm, daß *alle* Übersetzer, mit denen das Unternehmen arbeitet, auf diese Weise honoriert werden; daß noch *kein* Übersetzer gegen diese Art der Honorierung, die *völlig normal* ist, sein freches Haupt erhoben hat – was nur einen Rückschluß zuläßt, daß er, unser mit den Auswüchsen der Computertechnik völlig unvertrauter Übersetzer, nicht die Bohne Ahnung hat, wie der Umfang eines Manuskripts berechnet wird – und die Lektoren, für die er seit 1972 tätig ist, ebenso.

Unser inzwischen stinkwütender Übersetzer rastet nicht nur aus, er bleibt auch hart. Zwar stehen ihm bei der Vorstellung, daß es tatsächlich organisierte Kollegen geben soll, die einen solchen Scheiß mitmachen, die Haare zu Berge, aber er weiß auch, daß es in der Branche von Tarif-ahnungslosen (nicht organisierten) Freizeitübersetzern nur so wimmelt. Er bleibt bei seiner Entscheidung und teilt der jungen Dame mit, er sei durchaus bereit, zur Durchsetzung seiner Rechte vor den Kadi zu gehen, falls seine Übersetzung nicht voll honoriert werde.

Nach einer Woche gibt der Verlag klein bei, läßt sich von den »unschlagbaren Argumenten« (Zitat) überzeugen und blecht das volle Honorar – nicht jedoch ohne unseren sturen Übersetzer mit einem hämeترفenden Brief zu beehren, der das Grauen beschwört, das die Branche befiele, ginge er ihr verloren, er, der »als einziger noch in der Lage ist, Manuskriptumfänge zu bestimmen«.

P.S. Da trotz gegenteiliger Beteuerungen (»unschlagbare Argumente«) offenbar nicht die Einsicht in die Argumentation unseres rotzfrechen Übersetzers dazu geführt hat, daß man seinem Verlangen entsprach, sondern wohl eher die Aussicht, wegen lumpiger 1.500 DM vor den Kadi ziehen zu müssen, ist zu befürchten, daß jene Kollegen, die demnächst für den Taschen Verlag arbeiten, wieder auf der Basis von *Zeichen* honoriert werden.

Hedwig M. Binder

Deutsch-Schwedisches Übersetzertreffen im Schriftsteller- und Übersetzerzentrum in Visby auf Gotland vom 29.-30. November 1997

Am letzten Wochenende im grauen, düstern November des vergangenen Jahres fand im Schriftsteller- und Übersetzerzentrum in Visby auf Gotland ein Deutsch-Schwedisches Übersetzertreffen statt. Dazu gerufen und die Übernahme der Kosten geregelt hatten das Goethe-Institut, der Schwedische Schriftstellerverband, das Schwedische Institut und der Schwedische Schriftstellerfonds, und gekommen waren je fünf ausgewiesene Übersetzerinnen und Übersetzer aus dem Deutschen bzw. Schwedischen in die jeweils andere Sprache. Aus Schweden waren dies Jens Christian Brand, Aimée Delblanc, Peter Handberg, Helga Krook und Ulrika Wallenström, aus Deutschland Paul Berf, Hedwig M. Binder, Regine Elsässer, Klaus-Jürgen Liedtke und Verena Reichel. Geladen waren außerdem die schwedische Autorin Marie Lundquist und von deutscher Seite der Lyriker Richard Pietraß aus Berlin.

Die inhaltliche Vorbereitung lag in den Händen und Köpfen von Helga Krook und Klaus-Jürgen Liedtke.

Bei der zumindest meinerseits umsteigereichen und mit vielen Wartezeiten angefüllten Anreise traf es sich, daß ich bei jeder zweiten bis dritten Station auf weitere Teilnehmerinnen und Teilnehmer stieß, so daß wir schließlich die letzte Etappe vom Flugplatz vor den Toren Visbys zum Schriftsteller- und Übersetzerzentrum mit einem vollbesetzten Großraumtaxi hinter uns brachten. Dort wurden wir aufs herzlichste von der Leiterin Gunilla Forsén empfangen, die uns zuerst die Zimmer zuwies, äußerst freundliche und gemütliche Zimmer, und dann zu einem Begrüßungstrunk – der Jahreszeit angemessen zur schwedischen Variante des Glühweins *glögg* – in die Küche des Seminarhauses bat. Zwischenzeitlich war der zweite gute Geist des Hauses, Lena Pasternak, ausgezogen, um stapelweise Pizze zu holen – eine wohltuende und -schmeckende Abwechslung zu den in Folie gewürgten Wabbelbrötchen, die die Lufthansa zur Speisung verteilt hatte. Wie stets bei einer guten Tafel in freundlicher und angenehmer Atmosphäre war es auch hier ein Leichtes, miteinander ins Gespräch zu kommen, miteinander bekannt zu werden, so man es nicht ohnehin schon war, und auch die anderen Gäste des Hauses kennenzulernen.

Der Hauptzweck unseres Aufenthalts war jedoch nicht die Schwelgerei in leiblichen Genüssen und Geselligkeit, sondern die Arbeit an bereits zu Hause vorbereiteten Texten – zu vielen, wie sich herausstellte. Damit diese Vorbereitung ganz unbelastet vonstatten gehen könne, war nicht verraten worden, wer die Texte verfaßt hatte. Auch wußten wir nicht, welche Nüsse die jeweils andere Sprachgruppe zu knacken bekommen hatte. Gespannt auf die Lösung dieser Rätsel und auf die Ergebnisse der anderen scharten wir uns also am Samstagmorgen um – nein, keinen runden Tisch – ein Tischekarree, worauf sich, mit Unübersichtlichkeit dräuend, Kopie auf Kopie auf Kopie häufte, die unser zu Übersetzungen geronnenes Hirnschmalz enthielten. Da Organisation, auch von Papierstapeln, bekanntlich das halbe Leben ist, stellte sich aber rasch der Überblick ein.

Nachdem wir uns auf die Reihenfolge des Vorgehens geeinigt hatten, ging es *rakt på sak*, also in medias res. Zuerst wurde der Originaltext vorgelesen, und anschließend trugen wir reihum unsere Lösungen vor. Nahezu wie von selbst traten dabei die Knackpunkte der Texte zutage, die wir dann näher unter die Lupe nahmen. Und hier erwies sich der gar nicht hoch genug einzuschätzende Vorteil dieser Werkstatt: etwas, was sich wohl alle, die sich ernsthaft mit der adäquaten Überführung eines Textes von der einen Sprache in die andere abmühen oder bisweilen auch quälen, in ihrer Schreibstube vor dem unartikuliert brummenden elektronischen Blechdeppen schon oft sehnlichst gewünscht, aber seltenst bekommen haben: die Muttersprachlerin, den Muttersprachler an deiner Seite – und hier hatten wir deren gleich zuhauf, ein gar paradiesischer Zustand! Ihnen konnten wir unsere Fragen weiterreichen, und wenn beispielsweise Unsicherheiten über Konnotationen, Nuancen, Bedeutungsspielräume, Gebrauchlichkeit bestimmter Begriffe, Ausdrücke und Bilder bestanden, konnten sie uns helfen, zu einem tieferen Verständnis vorzudringen und einer guten Lösung näherzukommen, die gleichwohl wiederum nur eine jeweils individuelle sein konnte. Denn es ging keineswegs darum, die Quadratur des Kreises zu vollbringen und eine endgültige Übersetzung zu erstellen. Vielmehr

lag das Ziel unserer Bemühungen darin, die verschiedenen gefundenen Übersetzungsmöglichkeiten, die alle die persönliche Handschrift ihres Urhebers bzw. ihrer Urheberin trugen und deren Textauffassung widerspiegeln, miteinander zu vergleichen und auf ihre Tragfähigkeit hin abzuklopfen.

Die Tatsache, daß wir es bei der Vorbereitung mit »freischwebenden« Texten zu tun hatten, deren Urheberin oder Urheber sowie Entstehungszeit wir allenfalls erraten oder erraten konnten, so wir sie nicht zufällig wußten, zwang uns schon im voraus zu einem gründlichen Nachdenken über Art, Form und Inhalt derselben, was die Diskussion darüber sehr beförderte. Dabei wurde auch offenkundig, daß die schwedischen Kolleginnen und Kollegen eindeutig den schwierigeren Part zu bewältigen hatten, sahen sie sich zum einen doch mit gereimter Lyrik und zum anderen mit einem historisierenden Roman auszugsweise konfrontiert, im Gegensatz zu uns Deutschen, die wir es lediglich mit unterschiedlichen, aber nicht in die Irre oder Ferne führenden Arten von Prosa zu tun hatten.

Zur Werkstattarbeit gehörte ferner der Austausch über die Rahmenbedingungen der deutschen Literatur in Schweden und vice versa und wie diese verbessert werden könnten. Außerdem informierten wir uns gegenseitig über literarische Neuerscheinungen und andere Bücher, die es wert wären, übersetzt zu werden. Der Samstagabend gehörte Marie Lundquist und Richard Pietraß, die von Helga Krook bzw. Klaus-Jürgen Liedtke vorgestellt und befragt wurden und die uns Kostproben aus ihren Werken, mit denen wir uns in Auszügen tagsüber so ausführlich beschäftigt hatten, zu Gehör brachten. Am Sonntag stand neben der Seminararbeit ein Besuch beim deutschen Konsul Åke G. Sjöberg auf dem Programm, und zum krönenden Abschluß des Übersetzer Treffens stiegen wir hinab ins Kellergewölbe des Kapitelhusgården zum mittelalterlichen Schmause mit Rippchen, gotländischem Lamm, in Honig gesottenem Kohl, viel des roten Weines und anderer Köstlichkeiten mehr.

Bleibt nur zu hoffen, daß dieses Treffen nicht solitär bleibt, sondern eine Fortsetzung findet – ein Wunsch, den alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer in einer abschließenden Runde zum Ausdruck brachten. Menschlich und fachlich bereichert bestiegen wir, die einen tags darauf, andere erst später, die kleine und laute Propellermaschine, die uns aufs schwedische Festland nach Stockholm brachte, von wo aus wir wieder unseres je eigenen Wegs zogen.

Helmut Frielinghaus

Zum Thema Professionalisierung

Übersetzer sind mächtige Menschen. Sie haben die Macht, Wörter und Satzbildungen anderer Sprachen in unsere Sprache aufzunehmen oder Wörter unserer Sprache aus dem Sprachgebrauch zu verbannen. Mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit haben sie das Wort »sprechen« fast gänzlich und endgültig verstoßen – es wird nur noch »geredet« –, und wo wir früher Finalsätze lesen konnten, die mit »damit« begannen, finden wir heute bis zum Überdruß »um zu«-Sätze. Sprechen wir nicht von der Aufnahme modischer deutscher Kinkerlitzchen in Texte aus anderen Ländern (zögerlich, halt, denk ich mal), nicht von der traurigen Abschaffung der starken Konjunktive im Zuge der all-

gemeinen und stetigen Anpassung nach unten. Übersetzer schauen dem Volk – im Fernsehen, versteht sich – aufs Maul, sie blicken nach vorn – was sollen die Quellen der Sprache?

Neuerdings sind einige Übersetzer dabei, einem eigentlich eindeutigen Wort eine ganz neue Bedeutung zu geben: sie sprechen von der notwendigen »Professionalisierung«, meinen damit aber nicht etwa, daß Übersetzer sich professionelles Übersetzen abverlangen sollten. Nein. Mit »Professionalisierung« soll von nun an das Durchsetzen der Forderung nach gerechter Bezahlung bezeichnet werden.

Die vielfältigen Bemühungen von Übersetzern und ihren Freunden um angemessene Bezahlung sind wichtig, nicht nur für die Übersetzer, auch für die Leser, für die Literatur, für die Sprache. Es besteht die Gefahr, und es kommt längst schon vor, daß gerade professionell arbeitende, gute Übersetzer, weil sie den Hungerlohn leid sind, in andere Berufe abwandern.

Im Zusammenhang mit der »Professionalisierung« wäre es allerdings nützlich, wenn Übersetzer, die so viel über Verleger und über schlechte Lektoren klagen, sich klarmachen, daß es umgekehrt in den Verlagen Grund genug zur Klage über mäßige und schlechte Übersetzungen gibt. Das jahrzehntelange vornehme Schweigen darüber, von der überzogenen Norfolk-Debatte abgesehen, ändert daran nichts.

Es trüge zur Professionalisierung bei, wenn man die Augen nicht länger vor der unangenehmen Tatsache verschlösse und – neben den gewiß vordringlichen Anstrengungen um angemessene Bezahlung – gelegentlich wieder die Frage nach der Qualität und Professionalität der Arbeit stelle.

György Dalos

Hildegard Grosche zum 85sten Geburtstag – eine Würdigung

Der Autor Péter Nádas schildert in seinem Roman *Buch der Erinnerungen* unter anderem eine Ostberliner Premiere von Beethovens *Fidelio*. Ich möchte einen Satz, möglicherweise den längsten der modernen ungarischen Literatur, in der Übertragung von Hildegard Grosche zitieren:

»Dann war es, als würde die Woge des verebbenden Beifalls nach einer kurzen Atempause vom unmelodischen Dröhnen der ersten vier Takte der Ouvertüre wieder auf uns zurückgeworfen, um alles angeberisch Theatralische zu zermalmen und hinwegzufegen, zum Verstummen zu bringen, als machten die vier kurzen, abgehackten, explosiven Takte einer mit Getöse sich öffnenden zerberstenden Erde die einfältigen Anstrengungen unseres Lebens lächerlich und zunichte, auf daß nach einer erhabenen Stille der beim furchtbaren Anblick des offenen Abgrundes stockende Atem durch den Mund einer Klarinette die Melodie seiner in die Höhe strebenden Sehnsucht hinausblasen könne, von dort unten, aus der Tiefe, zart und verliebt, um Gnade flehend, begleitet von zärtlichen Fagotten und fliehenden Oboen, nach Freiheit sich sehnend, nach oben strebend, auch dann noch, wenn die felsige Wand des Abgrundes den Seufzer als zorniges Donnern zurückwirft, das jetzt anschwillt, stärker wird, sich gleich einem Strom heranwölbt, alles überschwemmt, die Spalten und Risse des entgegengesetzten Schicksals füllt,

seine klaffenden Abgründe; doch vergebens reißt er Felskanten, Kiesel und Steinchen mit sich, da er es nicht vergessen kann, schließlich ist seine Kraft nur noch ein Bächlein, verglichen mit der Macht, die ihm das Anschwellen erlaubt, die ihn beherrscht, über die er nicht siegen wird, nicht siegen kann, solange nicht von oben, von weitem, von außen der bekannte, der sehnlichst erwartete, der unverhoffte und nicht zu erhoffende Posaunenstoß ertönt, die siegreiche Erlösung, der Befreier, simpel wie eine Ohrfeige, der lächerlich symbolische Befreier, die Stimme der Freiheit, die – wie die Liebe ihre lästigen Kleider – den Leib nackt auszieht, bis auf den Grund der Seele.«



Hildegard Grosche, 21. Juni 1998

Die Dichte solcher Sätze und die fast verschwenderische Fülle an Untertönen und Nuancen stellt jeden Übersetzer vor eine qualvolle Aufgabe. Schweißarbeit tut not, aber sie allein reicht nicht: Einfühlungsvermögen, Erfindungsgeist und absolute Sprachsicherheit trugen dazu bei, daß Hildegard Grosche eine dem Nádas-Text ebenbürtige deutsche Fassung zustande bringen konnte. So versteckt sich hinter dem Meisterwerk des ungarischen Autors ein anderes, dessen stille Kunst sich darin erschöpft, sich unbemerkbar zu machen.

Wir feiern Hildegard Grosche, die Übersetzerin sowohl des oben zitierten Satzes als auch einer Reihe von anderen Nádas-Texten, Romanen von Miklós Mészöly, Tibor Déry und István Örkény – allesamt Prosawerke, die zu der eingangs nachgewiesenen Kongenialität herausfordern. Wir feiern eine Frau, die im Jahre 1936 die *Barbaren* von Zsigmond Móricz übersetzt hatte. Wenn man bedenkt, daß zu dieser Zeit selbst Móricz noch lebte, Mihály Babits, Attila József und Frigyes Karinthy an ihren Werken arbeiteten, man in den Zeitungskiosken jede zweite Woche die frische Ausgabe der Zeitschrift *Nyugat* erwerben konnte, dann feiern wir durch die Person der Gefeierten ein Stück unsterblicher ungarischer Literatur mit. Wir feiern eine Frau, mit deren Verlegertätigkeit das deutsche Bekanntheitwerden des Oeuvres von László Németh und wichtiger Texte von Gyula Illyés, János Kodolányi und Antal Szerb verbunden ist.

Bekanntlich weist das Phänomen Nationalstolz gewisse Ähnlichkeiten mit dem Blutdruck auf: Beide sind äußeren und inneren Schwankungen ausgesetzt, sind mal zu hoch, mal zu niedrig und selten ganz normal. Normal und legitim nenne ich einen Nationalstolz, der seinem jeweiligen Gegenstand angemessen ist, keinerlei Minderwertigkeitsgefühle kompensieren will und gegen niemanden außer- und innerhalb der Nation gerichtet ist. So betrachte ich die Tatsache, daß Hildegard Grosche, diese kleine und große Frau, bereits seit mehr

als sechs Jahrzehnten ihre gesamte Kreativität der Übersetzung, Verbreitung und Popularisierung des ungarischen Schrifttums widmet, als einen unentbehrlichen Bestandteil unseres Nationalstolzes.

György Dalos verfaßte diesen Text als Laudatio auf Hildegard Grosche anläßlich ihrer Auszeichnung mit der Gedenkmedaille »Pro cultura hungarica« am 30. Januar 1998 im Kultur- und Informationszentrum der Republik Ungarn in Stuttgart.

Buchbesprechung

Una Pfau

Übersetzung als kultureller Prozeß

Übersetzung als kultureller Prozeß. Rezeption, Projektion und Konstruktion des Fremden, hg. von Beata Hammerschmid und Hermann Krapoth, Göttinger Beiträge zur internationalen Übersetzungsforschung, Erich Schmidt Verlag, Berlin 1998, versteht sich als Fortsetzungsband zu dem 1997 in derselben Reihe erschienenen *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen*, hg. von Doris Bachmann-Medick. Er setzt also teilweise das in diesem Band aufgearbeitete Wissen voraus.

Hermann Krapoth beschreibt in seinem Vorwort zu dem vorliegenden Band, daß sich die Verfasser hier auf eine doppelte Herausforderung eingelassen haben. Sie wollten sich nicht nur mit dem sprachlichen Transfer im engeren Sinn befassen, sondern auch zur Verdeutlichung der übersetzerischen Arbeiten vorführen, in welcher Weise kulturelle Perspektiven in Diskursformen eingebettet sind. Nur der geringste Teil der vorliegenden Aufsätze befaßt sich denn auch mit Übersetzung und Übersetzungskritik im engeren Sinn. Hermann Krapoth unterscheidet bei den zehn Beiträgen selbst zwischen verschiedenartigen Untersuchungen. Erstens denen, die Studien zur Übersetzungsgeschichte im eigentlichen Sinn darstellen, z.B. Naoji Kimura in *Konfuzius Lun Yü* in deutscher Übersetzung. Der japanische Germanist bemerkt dazu, daß der Taoismus sich in China religiös, in Japan literarisch und in Europa philosophisch zeigt und diskutiert die von Richard Wilhelm vorgeschlagenen übersetzerischen Lösungen an konkreten Beispielen. Auch Hermann Krapoths eigener Beitrag über die deutsche Rezeptionsgeschichte von Fernão Mendes Pintos *Peregrinação* zeigt anhand der durch Zwischenübersetzungen mehrfach gebrochenen deutschen Rezeption, wie sich der Text unter dem Einfluß protestantischer Theologie im 17. Jahrhundert verändert, im 18. Jahrhundert in einen Diskurs der Historisierung und Ästhetisierung übergeht, im 19. und 20. Jahrhundert schließlich eine volkstümliche Heiligenverehrung unter Abwertung nicht christlicher Religionen widerspiegelt.

In weiteren Kapiteln werden eine Reihe von Übersetzungen von Coopers *Leatherstocking* seit dem Ende des 19. Jahrhunderts aus der Perspektive eines homogenen Indianerdiskurses untersucht, der die Abwertung der Indianer und den spezifischen Zuschnitt auf Jugendliteratur zeigt.

In diesen drei genannten Beispielen wird die Perspektive des Übersetzers verdeutlicht an kritisierten Übersetzungsbeispielen.

Eine zweite Gruppe bilden drei Beiträge, die Probleme der Übersetzung ins Deutsche einbeziehen, aber das Schwergewicht auf die Analyse der in den Texten repräsentierten anderen Kulturen legen. So wird von Birgit Röttger-Rössler Hans Overbecks deutsche Übersetzung der Malaiischen Chronik an einzelnen Beispielen untersucht. In der Sprache der Malaiischen Chronik manifestieren sich »die Besonderheiten eines genealogischen Genres mit seinen Funktionen für die ethisch-soziale Ordnung und ihre Bewahrung, Oralität, die Bedeutung des Hörens, ein äußerst differenziertes System der sozialen Hierarchien und Anredeformen. Auch die adaptierende Übersetzung Overbecks hat eine nachhaltige Rezeption der fremden Welt in Deutschland nicht befördert.« So macht dieser Beitrag die Grenzen bewußt, die beim Transfer zwischen unterschiedlichen Kulturen bisher nicht überwunden werden.

Beata Hammerschmid und Brigitte Schulzes Beitrag über Gombrowicz' *Ferdynand* machen innerhalb einer Kultur und Gesellschaft zwei gegensätzliche Diskurse anhand von Mahlzeitszenen aus und beziehen sie auf zwei unterschiedliche paradigmatische Ordnungen. Der Beitrag behandelt die Übersetzungsprobleme, indem die Übersetzung Walter Tiels von 1966 und deren Überarbeitung durch Rolf und Hilde Fieguth von 1983 vor dem Hintergrund der Asymmetrien zwischen dem Polnischen und Deutschen sowie der unterschiedlichen Kulturmodelle eingehend analysiert werden. Was bedeutet es zum Beispiel, wenn »cham« mit »Kerl«, das »Bauer« assoziiert, statt mit »Plebejer« übersetzt wird?

Auch in Anke Detkens vergleichender Studie zu den Romanen von Mario Vargas Llosa und José María Arguedas kann das vorgeführte Kernproblem als das eines Antagonismus zwischen zwei Diskursen latein-amerikanischer Identität aufgefaßt werden: der Verteidigung einer indigenen Kultur bei Arguedas und einer auf die Mischung der Kulturen setzenden Konzeption bei Varga Llosa. Die Übersetzungen ins Deutsche, die auch mit französischen und englischen Wiedergaben verglichen werden, zeigen unterschiedliche Strategien hinsichtlich der Bewahrung oder Reduzierung von Fremdheitsaspekten. Auch in diesem Beitrag werden konkret Übersetzungsprobleme angesprochen.

Bei einer dritten Gruppe von Beiträgen sind keine Übersetzungsstudien im engeren Sinn beabsichtigt, so in der Untersuchung von Vittoria Borsò über latein-amerikanische Kultur, »Übersetzte Kultur und Ironie als Provokation der Geschichtsschreibung«, in Astrid Surmatz' Aufsatz »Von der Selbstvergewisserung zu kosmopolitischer Öffnung: Jens Baggensens Reise durch Deutschland« und Shingo Shimadas »Schlüsselbegriffe im westlichen und japanischen Selbstverständigungsdiskurs: »Gemeinschaft« und »Gesellschaft«.« Diese Beiträge sind für den, der es mit den einschlägigen Werken zu tun hat, informativ zu lesen, um den soziokulturellen Hintergrund zu erfassen, und wohl auch anschaulicher als für den nicht vorbereiteten Leser.

Die einzelnen Beiträge, die vielfach aus entlegenen Sprachen stammen, so daß die meisten Leser, auch wenn Beispiele zitiert werden, Urtext und Übersetzung nicht miteinander vergleichen können, sind schon aus diesem Grund hauptsächlich von Übersetzern der betreffenden Sprachen zu würdigen. Für diese sind auch die Aufsätze zu empfehlen, die dafür sensibilisieren, wie sehr Übersetzung freiwillig oder unfreiwillig Interpretation ist, aus der bestimmte räumliche, zeitliche, soziokulturelle Gegebenheiten sprechen. Der allgemei-

ne Leser wird aus diesen in einer Wissenschaftssprache verfaßten, nicht leicht zu lesenden Texten hauptsächlich auf das Vorhandensein von Übersetzungsproblemen und mehreren Übersetzungsmöglichkeiten schließen. Vielleicht gewinnt er ein wenig Einsicht in die Voraussetzungen des Übersetzens und historische Kenntnisse darüber, wie einst und heute übersetzt wurde. Es stellt sich die Frage, ob deshalb so relativ ausgefallene Sprachen und Kulturen und z.T. entlegene Zeiträume gewählt wurden, weil hier die Unterschiedlichkeit bzw. Begrifflichkeit, in besonderem Maße gegeben ist, um soziokulturelle Voraussetzungen und Unterschiede zu erläutern. Der Band regt dazu an, über solche Voraussetzungen und Unterschiede nachzudenken, doch ist die Lektüre vor allem denen zu empfehlen, die sich mit den einschlägigen Werken befassen.

Neues aus dem Cyberspace

Reinhard Kaiser

Wie mir sogar das Chaos im Netz zweimal nützlich war

Daß die Datenwüsten und Informationsmassen im Internet höchst unüberschaubar seien, wird oft und mit Recht beklagt. Und es wird mit ebensoviel Recht darauf hingewiesen, daß jene Suchmaschinen, die die verschiedenen Plätze im Netz von Zeit zu Zeit zwecks automatischer Erstellung von Registern durchkämmen, diese Unübersichtlichkeit nur reproduzieren, indem sie ohne Sinn und Verstand und ohne abzuwägen Stichworte erzeugen und auf Anfragen nachher mit unzähligen sogenannten »Hits« oder »Treffern« reagieren, die oft genug völlig danebengehen. Gelegentlich jedoch ergeben sich aus dieser automatischen Wahllosigkeit, diesem maschinell fortgezeugten Chaos auch unverhoffte Chancen für Faktenkriminalisten, die auf der Suche nach entlegenen Begriffen, Namen oder Sachverhalten sind.

Therese Neumann (1898-1962), die »Stigmatisierte von Konnersreuth«, über die ich während der Arbeit an einer Übersetzung mehr wissen wollte, als im enzyklopädischen *Meyers* steht, wäre wohl durchgefallen, wenn sich in Kalifornien (oder sonst irgendwo außerhalb Bayerns) ein Internet-Registrierer bei wachem Verstand mit ihr konfrontiert gesehen hätte. Er hätte sie vermutlich nicht als Bereicherung, sondern als Belastung seiner Datensammlung angesehen und weggelassen – zumal die fromme Therese, was die Wundmale Christi und vor allem was ihre Eßgewohnheiten anging (jeden Freitag eine Hostie, sonst nichts, und dies über Jahrzehnte) höchstwahrscheinlich eine Betrügerin war, wenn auch aus höheren Beweggründen (die eigene Se-

ligensprechung). Die automatischen Registermaschinen jedoch halten die seltsame Heilige trotzdem fest und geben sie auf Anfrage auch wieder heraus, zusammen mit den Adressen einiger nicht unbeträchtlicher Dokumente, die auf einem Server der Universität Regensburg liegen: (<http://pc1502.geographie.uni-regensburg.de/html/hanauer/schwi.htm>).

Das zweite Beispiel: Während ich im letzten Jahr einen Band mit Erzählungen von Sam Shepard übersetzte, habe ich Gott und die Welt (darunter auch einige Amerikaner) mit dem folgenden Satz behelligt, in dem beschrieben wird, wie es in einer überfüllten Tanzbar im Südwesten der USA zugeht: »Couples are glued together in perfect sync ... barely brushing the whirling scarves and skirts and the sea of bobbing **Resistols**«. Was denn bitte »Resistols« seien, wollte ich wissen. Aus dem Kontext schloß ich auf **Textiles und Kleidung**. Aber niemand konnte mir mit Präzisierungen weiterhelfen, und Mr. Shepard selbst, das hatte ich schon erfahren müssen, war nicht nur außerordentlich schwer erreichbar. Er oder sein amerikanischer Verlag oder sein Agent oder alle zusammen neigten auch dazu, aus Nachfragen jedweder Art auf die allgemeine Unwissenheit des Fragenden zu schließen (was das Vergnügen bei der Arbeit an diesen Geschichten aber nur geringfügig trübte).

»Resistols« jedenfalls war bis zuletzt ungeklärt geblieben, eines von jenen Problemen, die die Moral des Übersetzers immer mal wieder auf harte Proben stellen (um am Ende im *traduttore* vielleicht sogar den *traditore* zu wecken). In meiner Not tippte ich »Resistol« in die Suchmaske von »Lycos« oder »Altavista« – und geriet, nachdem ich einen Augenblick lang verzagt auf meinen Bildschirm gestarrt hatte, schon über dem Ausbleiben der Meldung »no match found« in ungläubiges Staunen, das sich zu einem epiphanischen Überglück steigerte, als sich binnen weniger Sekunden vor meinen Augen eine Liste von zehn oder fünfzehn kalifornischen Hutgeschäften aufbaute, die allesamt das, was ich suchte, im Angebot hatten! »Resistol« war eine **Westernhut-Marke!!** Es hielt mich nicht länger auf meinem Stuhl. Im Stehen klickte ich mich zum Katalog einer dieser Huthandlungen durch und konnte mir bald auf der Seite von Ritchie's Western Wear (<http://www.texsource.com/resistol.html>) einen Eindruck von der Vielfalt der Modelle verschaffen: »Black Gold« mit 4-Inch-Krempe zum Spezial-Discount von 330, statt 420 Dollar, einfachere Modelle, wie »Cattleman Silver Belly« ab 129,95 Dollar. Kurzum, ich war im Bilde.

Zumindest, was die »Resistols« anging.

Ich will damit nicht sagen, daß das Internet auf alles eine Antwort habe, aber auf manches eben doch. Und daß es bisweilen auch ganz unverhoffte Antworten bereithält, ergibt sich nicht zuletzt aus der wahllosen Willkür, mit der es alles schluckt und alles gleich wichtig nimmt – mit anderen Worten: **Der Wust lebt auch!**

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis DM 10.-, Jahresabo DM 28.- zzgl. Versandkosten.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart.

Postgirokonto für die Zeitschrift: Stuttgart Nr. 932 68-704, BLZ 600 100 70.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Marion Sattler Charnitzky; Regina Peeters.

Layout: Matthias Ries. Druck: Satzspiegel, Joseph A. Smith, Untere Straße 25, 37120 Bovenden.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.